

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 148.

Dienstag, 29. Juni

1926

Edelsteine.

(22. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Hans Svan.

(Nachdruck verboten.)

X.

„Der Mann, den wir jetzt aussuchen“, sagte der Kommissar, das Auto zahlend, das sie ins Herz der Stadt gebracht hatte, „ist mir von früher verpflichtet. Er hat als ordentlicher Handwerker das Unglück gehabt, mit einem Straßenmädchen bekannt zu werden. Sie hat ihn dann immer mehr eingesponnen in ihre Kreise und in ihr trübes Gewerbe. Und als er zurück wollte, hat sie ihm mit dem Kuppel-Paragrafen gedroht, weil er die Wohnung, in der sie beide lebten, auf seinen Namen gemietet und wohl auch Geld von ihr genommen hatte. Er kam damals zu mir und hatte die Waffe in der Tasche, um, wie er sagte, dem Jammer ein Ende zu machen. Und weil ich mich überzeugt habe, daß es ihm wirklich ernst war mit seinem Zurückwollen, da habe ich ihm geholfen. . . Wie? . . . Nun, das ließ sich in diesem Fall leicht machen. Ich ging zu meinem Kollegen von der Sittenpolizei. Der packte auf, bis die Person, die überhaupt ein rabiaten Frauenzimmer war, bis sie mal wieder wegen einer Konvention festgenommen wurde, und dann ließ er sie per Schub fortbringen. Sie war Ungarin und hatte somit hier nichts zu suchen! Das scheint hart? . . . Ja, aber was wollen Sie: Auf der einen Seite ein Mensch, der für die Mitwelt verloren ist, und demgegenüber ein anderer, der noch brauchbar, wieder eingeordnet werden kann. Wir Kriminalisten müssen reine Realpolitiker sein, mit dem bloßen Gefühl ist da wenig zu machen!“

Dr. Splittericht wunderte sich über sich selbst, wie leicht es ihm heute wurde, sich mitzuteilen. . . Aber das war wohl der Künstler, der Mensch, zu dem er sprach, von dem er sich verstanden fühlte.

Sie hatten in einer Querstraße der Friedrichstraße ein Haus erreicht, in dessen Parterregehosse ein paar schmale Fenster durch dichte Vorhänge matts Licht scheinen ließen.

Beim Eintreten sagte der Kommissar noch:

„Der Wirt, das ist der Mann, von dem ich Ihnen erzählt habe. Aber vermeiden Sie bitte alles, was daran erinnern könnte. Er ist, wie alle Geheberten, sehr empfindlich.“

Das Lokal machte einen guten Eindruck. Der „große Fischer“, wie er allgemein genannt wurde, hielt streng darauf, daß sich hier jeder ordentlich und gesittet benahm. Eben jetzt schloß er ein bißchen, sagte der Kellner, der, in jeder Hand ein halb Duzend Gläser mit frischem „Maibod“, an den Tisch kam.

„Ja, so leid mir's tut, Sie müssen ihn schon wecken!“ meinte der Kommissar. „Hier geben Sie ihm die Karte!“

„Gleich!“ sagte der Kellner, setzte sein Bier bei einer Tafelrunde von jungen Leuten ab, die nach den Tachausdrücken, die sie brauchten, Artisten zu sein schienen, und verschwand mit der Visitenkarte.

Nun traten zwei Mädchen mit einem jungen Mann ins Lokal, der sich aber, kaum sah er seine Damen auf den Platz gebracht hatte, gleich wieder entfernte.

„Sehen Sie“, der Kommissar zog die Lippe ein wenig hoch, „der große Fischer führt ein strenges Regi-

ment. Hier darf kein Mädel ohne männliche Begleitung rein! Aber die jungen Damen, wenn sie durstig sind, machen das einfach so, daß sie dem ersten besten Bummlanten eine Mark geben, und der führt sie dann ein als Cavalier servant. So ist dreien geholfen. Es hat sich da, weil eine Anzahl von Gastwirten in der Gegend — zum Teil gezwungenermaßen — es ebenso halten muß, ein förmlicher Schlepperdienst herausgebildet. . .

Man vernahm starke Schritte. Der große Fischer kam. Ein Hüne. Er trat an den Tisch und sagte mit einer unverkennbaren Freude:

„Ach, Herr . . . Herr Doktor . . . wie nett ist das von Ihnen, daß Sie mir mal wie besuchen! Ich wollte schon an Ihnen schreiben! . . . aber ich wußte doch nicht. . .“

„Hätten Sie ruhig tun können, lieber Fischer! Auch persönlich kommen. Für Sie bin ich immer da. Das heißt, wenn ich da bin. . .“

„Na ja, eben, man weiß ja nie. Und denn da „oben“, ich hab' da nicht gern was zu tun!“

„Ja!“ der Kommissar rückte einen Stuhl zurecht. „Haben Sie ein bißchen Zeit? Ich komme in einer bestimmten Sache.“

„Ach, 'o!“ Der Wirt setzte sich, der feste sich ächzte unter seiner Last. Seine Stimme, die in Ton und Tiefe der Riesenfigur ganz entsprach, noch mehr dämpfend, sagte er: „Was ist denn? Woll der Mord in Breitenberg?“

„Wissen Sie schon davon?“

„Na, ich hab' doch gelesen: „unser fähigster Kommissar, Dr. Splittericht, ist mit die Angelegenheit betraut. . .“ hat ja in der Zeitung gestanden. Ja, da freut man sich. . . wenn man sieht, wie mal wirklich einer, der's verdient. . .“

Dr. Splittericht legte dem Riesen die Hand auf den gewaltigen Arm, dessen Rechte, wie der Wirt gern zeigte, zwei starke Männerfauste vollkommen umschloß.

„Zur Sache, lieber Fischer! Und vor allen Dingen, darf ich Ihnen hier einen guten Freund, Mr. Anders, vorstellen. Der Herr ist Deutschamerikaner; er will und kann mir bei der neuen Sache behilflich sein. Er hat seinerzeit in Amerika den Gesuchten gesehen und ist der einzige, der ihn vielleicht rekonoszieren kann.“

Der Wirt streckte Wolf Stark die Hand hin, und der Maler präparierte sich auf einige Druckstellen an seinen empfindlichen Fingern. Doch der „große Fischer“ enttäuschte ihn angenehm.

„Was soll ich zu dabei machen, Herr Kommissar? Sie wissen doch, mir nehmen die Brüder nicht mehr für voll. . .“

„Sie selbst sollen gar nichts tun. . . aber Sie kennen vielleicht jemand — bei Ihnen verkehren doch 'ne Menge Leute — darunter findet sich gewiß der oder jener. . .“

Der große Fischer sah sich in seinem Lokal um. Dann beugte er seinen mächtigen Oberkörper herab:

„Schon gemacht, Herr Doktor!“ flüsterte er. Da drüben sitzt die Goldbelle mit ihre Freundin. Die kennt

alles, was Duft in Schale jeht*) und Lampen hat**). Davor is se 'ne Beriehmtheit! Der Handlungsgehilfe, der die Witwe Tailmann erwirgt hat — ich glaube 1918 — den haben se doch ooch bei ihr ausgehoben . . .“

„Welcher Kommissar?“

„Ich glaube, Rasse . . . Ja, Rasse hat's jemacht.“

Der Kommissar sah flüchtig nach dem Tisch der beiden Mädchen, die mit viel Appetit aßen und tranken. Die größere, ein schönes, üppiges Geschöpf mit reichem, goldblondem Haar, die hatte es auch gleich weg, daß man von ihr sprach. Ein schlauer Frageblick kam dem Kommissar entgegen, der jedoch gleichgültig wieder fortjah.

Die Frauen sind alle unüberlegt“, meinte er, „selbst die gerissensten! Da an dem großen Tisch, die Gesellschaft ist doch auch schon längst scharf auf uns. Und wenn ich auch nur einen davon kenne, den Kleinen mit dem blattennarbigem Gesicht — nicht hinsehen jeht, lieber Anders! — Das genügt mir! . . . Er hat in dem Mordprozeß Emma Thausig eine sehr fragwürdige Rolle gespielt und war wahrscheinlich einer von denen, die das arme Geschöpf hineingelockt haben in die Wohnung des sogenannten Geliebten . . . wenn der —“

„Attermann hat er jeheizen“, warf der Wirt ein.

„Ja, wenn der sich damals nicht so schnell hinübergerettet hätte . . .“

„Mit's Handtuch am Fensterriegel in Moabit!“ flocht Fischer abermals dazwischen.

„Ganz recht! . . . Dann wäre der gute Sehbinder, der da drüben, wohl auch seinen Kopf losgeworden. Na, er ist bei mir vorgemerkt! . . . Aber nu hören Sie mal, lieber Fischer, ich gehe jeht mit Mr. Anders fort. Dann, nach einer Weile, geben Sie den beiden Mädels in der bekannten Art meine Adresse: Café Liberia!“

„Schon jemacht! Herr Kom . . . Herr Doktor! Aber nu wollen wir wenigstens noch einen uff Ihre Jesundheit trinken! Frit!“

Der Kellner kam.

„Eine Lage Stiehpimpuli!“

Die Herren tranken den Schnaps schon stehend.

„Donnerwetter!“ sagte Wolf Stark, der sich bisher ganz schweigsam verhalten, voll Anerkennung.

„Ja, was? Das is'n Schnäpschen! Dat is aber auch meine Extrapulle, davon kriegt so leicht keiner was ab! . . . Noch einen, Herr Doktor?“

„Nee, ich danke, wir haben heute eine lange Nacht vor uns!“

„Na, id kenn Sie doch, Herr Doktor, Sie jehn doch nich eher nach Hause, als bis Sie Ihre Sache erledigt ham.“

Und kaum hatte der Maler und der Kommissar das Lokal verlassen, so stand auch schon „der große Fischer“ vor dem Tisch, an dem Goldelse und ihre Freundin saßen.

„Sie wissen doch een- für allemal, meine Damen, dat Se hier nich ohne Herrenbesleitung sitzen dürfen. Dat is nisch! Id kann ma Ihrewegen nich de Schutzleite auf'n Hals jeehn! Uffessen kenn Se ja meintwegen noch, aber dann müssen Se 'raus!“

Die Mädchen, besonders Goldelse, protestierten heftig. Die Blonde nur zum Schein, denn sie, die hier ja regelmäßig verkehrte und dem Wirt gut bekannt war, hatte sofort begriffen, daß dieses Hinauswerfen nur der Deckmantel für etwas anderes war, das ihr der Wirt der übrigen Gesellschaft wegen so nicht mitteilen wollte. So hatte sie ihm denn auch geschickt und unauffällig die Karte des Kommissars abgenommen, auf die der Wirt noch die Adresse des Cafés geschrieben hatte, in dem die Herren warteten.

„Eine Unverschämtheit sondergleichen!“ schimpfte sie, „das wird ja hier immer doller! . . . Wenn man sich anständig betragt! Man muß doch essen!“

„Jehn Se!“ . . . drängte der Wirt, „machen Se keine Redensarten und jehn Se!“

An der Tür blieb Goldelse mit der „kleinen Paula“ stehen:

*) Gut angezogen ist.

**) Wegen Verbrechen gesucht wird.

„Glauben Sie man nich, Fischer, daß Sie damit Ihre Bude vollkriegen! Und wenn ooch zehnmal die Geheimen kommen! Die vazehrn doch nisch! Und was se vazehrn, det wolln se geschenkt haben!“

„Bravo!“ schrie einer von dem großen Tisch her.

Die kleine Paula lachte malitios.

„Hat Jhn woll 'n Orden vasprochen, der Schieber, nach den se so varidrt wan vorhin? Denken Se, wir wissen nich, wat det vor eener war? Det riecht ja förmlich nach'n Alexanderplatz!“

Vom großen Tisch her klang's heiser:

„Achtgroßengunge!“

Da wandte sich Fischer den Männern zu und sagte: „Ben mein Lokal nich paßt, der macht de Diere von außen zu! Id halte keenen nich! Im Jesenteil, id helf'n noch n'bißten nach, wenn er alleene nich rausfindt!“

„Huch!“ quietzte die kleine Paula, hinter ihrer Freundin in die Tür tretend.

Als sie draußen standen, sagte sie zu der Blondin:

„Das haben wir aber fein gefingert, du! . . . Der kleine Sehbinder, der damals bei war, bei die „rote Emma“, wie sie die alle jemacht haben, und konnten ihm bloß nichts beweisen, der tuckte schon ganz schlesisch, ob wir uns woll ransehen wurden an den Tisch. Aber so dumm! Weest de denn, Else, wer det war, der bei Fischern an Tisch jesessen hat?“ (Fortsetzung folgt.)

Waldwanderung.

Fernab der Straße führt mein Wanderweg.
Der Wald steht hoch und schweigend um mich her,
Ein wipfelwogend gründurchstrahltes Meer,
Darauf die Sonne golden niederträuft.

Das Schweigen geht im Wandern mir zur Seite,
Tiefensamkeit macht ihren Zauber kund.
Und rings ein dämmernd-traumerfülltes Rund
Verhaucht den Atem sanfter Feiertille.

So schlacht, so groß. Kein wirrendes Gefühl
Bermag den Frieden dieser Welt zu stören.
Reich summend nur läßt sich das Windlied hören,
Rein Ton von Hast und fremdem, dumpfem Drang.

Da wird es hell und ruhvoll auch in mir,
Des Engen, Trüben kühl ich mich entbunden,
Als hätte ich irrsuchend heimgefunden,
Und werde wie die Landschaft schlacht und groß.

Heinrich Leis.

Die verhinderte Verlobung.

Von Otto Neurath.

Seit über dreißig Jahren saß nun schon der lange Eisenbahnsekretär Friedsam jeden Abend im „Wollnen Strumpf“ und trank still und zufrieden sein Gläschen Wein. Und er hatte auch allen Grund zufrieden zu sein. Er hatte sein gutes Einkommen, war nicht unvermögend und vor allem, was ihn am meisten freute, er war Junggeselle. Wenn er den Dienst hinter sich hatte, durfte ihm keiner mehr etwas sagen, dann war er sein freier Herr. Er konnte des Sonntags seinen Frühschoppen machen, ohne dabei mit einem Gezeier empfangen zu werden, konnte abends zum Stammtisch gehen, ohne erst um den Türschlüssel bitten zu müssen, und konnte zu Hause seine Pfeife rauchen, daß der Qualm in diesen Schwaden durch das Zimmer zog. Und diese Freiheit dankte er einzig und allein seinem Freund Stakner, dem rundlichen Wirt vom „Wollnen Strumpf“. Die Freundschaft war allerdings nicht immer so fest gewesen, ja, es hatte sogar eine Zeit gegeben, in der der Friedsam schnurstracks am „Wollnen Strumpf“ vorbeiging und den freundlichen Gruß des Wirts absichtlich überfah. Das war allerdings schon fünfunddreißig Jahre her und hatte einen Anlaß, an den er nicht gern erinnert wurde.

Damals gab der „Gesangverein Liederfranz“ an einem schönen Maientage sein Frühlingsfest in dem Tanzsaal, den der Stakner im Garten hinter seiner Wirtsstube errichtet hatte. Es war freilich nur ein rober Holzbau mit gestakten Bretterwänden, aber mit ein paar bunten Blumen und Papierketten sah er ganz gut aus, und den jungen Leuten, die tanzen wollten, war leicht gepfiffen. Aber auch die älteren Leute, besonders die Sänger, kamen gern in den Saal, denn die „Agustil“ war ganz ausgezeichnet, und wenn sie mit ihren Hälsen sangen „dann ziehet leise . . .“,

lang es von den Wänden wider wie Donner und Pauken. Der Friedsam war damals ein blutjunger Bursch und hatte mit seinen fünfundsiebzig Jahren einen Tenor, der allen Mädchen den Kopf verdrehte. Das schmeichelte ihm zwar, aber Freude machte es ihm eigentlich nur, daß die kleine Lisbeth Weller ihm runde Augen machte und rote Backen bekam, wenn sie ihm auf der Straße begegnete. Und sie taten beide ihr möglichstes, um sich recht oft zu Gesicht zu bekommen.

An dem Festabend hatte sich nun der Friedsam Mut getrunken und der Lisbeth nach allen Regeln der Kunst den Hof gemacht. Er hatte sie zu jedem Tanz gebeten und mit Freuden gesehen, daß ihr sein frisches Auftreten gar wohl gefiel. In der Pause war er mit ihr im Garten umher-spaziert und hatte sie in seiner übermütigen Laune hinter dem Fliederstrauch an sich gerissen und geküßt, bis ihnen beiden die Luft ausblieb. Dem Mädel gefiel der stürmische Angriff über die Maßen und die ganze Sache wäre zweifellos bald vergessen worden, wenn nicht Frik Stein, Friedsams Freund, die beiden bei ihrer zärtlichen Unterhaltung beobachtet hätte. Er hatte mit neidischen Blicken das Geküßel von Anfang an mit angesehen und beschloß, den Verliebten einen Schabernack zu spielen. Von beiden ungeesehen verschwand er im Wirtshaus und traf mit seinen Bekannten alle Vorbereitungen zu einem losen Streich, über den alle schon im voraus die heißste Schadenfreude empfanden.

Als der Friedsam wieder zu ihnen kam, ging Stein mit offenen Armen auf ihn zu, drückte ihn an die Brust und besäufelwünschte ihn von Herzen zu seiner Verlobung. Auch die übrigen Freunde drängten sich an ihn heran und schüttelten ihm in gut geübtester Mitfreude die Hand. Der unfreiwillige Verlobte wußte gar nicht wie ihm geschah und meinte, man solle ihn mit solchen Albernheiten verschonen. Aber sie ließen nicht locker und erzählten ihm, man habe soeben erfahren, daß er die schöne Lisbeth hinter der Fliederhecke umfaßt und geküßt habe. Da habe man doch wohl ein Recht, anzunehmen, er habe sich verlobt. Der Friedsam hatte seine Sinne schon längst nicht mehr alle zusammen und merkte deshalb nicht, daß ihn seine Freunde zum Narren hielten. Er blieb dabei, er habe die Lisbeth zwar geküßt, aber von Verlobung könne gar nicht die Rede sein. Darüber hätten sie kein Wort gesprochen.

„Ja, weißt du denn nicht, daß man ein Mädchen erst küssen darf, wenn man verlobt ist?“ fragte der Stein in undurchdringlichem Ernst. Dem Gehänselten drehte sich der ganze Saal mit all seinen Fächchen und bunten Bändern vor den Augen, denn er dachte mit Schrecken daran, die Lisbeth könne ihrem Vater die ganze Geschichte erzählen, und der alte Weller könnte in seiner Wut im Festsaal auf ihn aufsteuern und ihn vor allen Leuten abkanzeln. Er ließ sich deshalb von seinen Freunden leicht bereden, zu dem Alten zu gehen und auf der Stelle um ihre Hand anzuhalten. Schließlich war es immer noch besser, Hals über Kopf Bräutigam zu werden, als eine Tracht Prügel zu bekommen. Frik Stein hatte ihm einen großen Blumenstrauß besorgt, mit dem der Friedsam sich auf unsicheren Füßen durch das Gewirre schob.

Der Stakner hatte die ganze Geschichte mit angehört, ohne ein Wort zu sagen. Er wollte es mit niemand verderben, aber er wollte auch nicht, daß der Verliebte, halb unzurechnungsfähig, verlobt wurde. Denn daß der Weller ausagen würde, stand für ihn bombenfest. Der war heidenfroh, wenn er eins von seinen hungrigen Mäulern auf eine gute Art loswerden konnte. Stakner stellte sich also just vor Lisbeths Tisch an einen Stuhl und schob das Bein vor, als der Friedsam gerade mit gezierter Schritt auf den Vater seiner Liebsten zugehen wollte. Der lange Freier schlug wie vom Blitz getroffen zu Boden und hatte mit seiner unfreiwilligen Vorfürung einen so starken Lachserfolg, daß er fluchtartig den Saal verließ und ohne Aufenthalt nach Hause eilte.

Die Verlobung hatte der Wirt vereitelt, freilich mit dem Erfolgs, daß der Friedsam nicht mehr zu ihm kam, denn er hatte trotz seines Rausches gemerkt, daß der Stakner ihm ein Bein gestellt hatte. Als aber die Lisbeth bald darauf einen anderen heiratete und sich schon in den ersten Jahren zu einem fürchterlichen Hausdrachen entwidelte, sah er ein, daß sein guter Freund Stakner ihm einen unbezahlbaren Dienst geleistet hatte.

Er nahm also wieder, wie früher, seinen Weg zum „Bosnen Strumpf“ und sah Abend für Abend an seinem Ofenplatz. Seine Freunde gaben ihm die besten Worte, doch einmal mit in eine andere Schenke zu kommen, aber er ließ nicht mit sich reden. „Wär' der Stakner nitt gewese, da wär' ich heut en armer, geschlagener Ehefrümpel oder wär' vielleicht schon längst bei unserm Herrgott in Kost und Logis. Drum spart auch de Mäh. So lang ich noch e Gläsche Wein trinke kann, trink ich's hier, und damit basta!“

Hygiene und Heilkunde

Das 50jährige Jubiläum des Reichsgesundheitsamtes. Das Reichsgesundheitsamt, das im Jahre 1876 gegründet wurde, blüht in diesen Tagen auf sein 50jähriges Bestehen zurück. Aus diesem Anlaß würdigt der Herausgeber der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“, Geh. Rat Julius Schwalbe, die Bedeutung dieses Instituts, die weit über die Grenzen der deutschen Medizin auf das ganze deutsche Volk, ja auf alle Kulturstaaten übergreift. Die erste Glanzzeit des Amtes begann mit dem Wirken Robert Kochs, der während seiner Tätigkeit am Gesundheitsamt eine neue Epoche der Medizin schuf. Es wird stets ein geschichtliches Verdienst der deutschen Gesundheitsbehörde bleiben, die genialen Forschungen des damaligen Kreisarztes von Wollstein erkannt und ihm in den neuerrichteten Laboratorien des Gesundheitsamtes die für ihn notwendige Arbeitsstätte geschaffen zu haben. Seine und die Arbeiten seiner Schüler haben dazu beigetragen, der deutschen Medizin eine rühmliche Weltgeltung zu erobern. Die Forschungen über den Tuberkelbazillus, über den Cholera, Typhus- und Rohbazillus, die Abhandlung über Desinfektion und Wundbehandlung gingen aus dem Reichsgesundheitsamt hervor. Aber auch später hat das Amt hervorragende Leistungen geschaffen auf den verschiedensten Gebieten der ärztlichen Wissenschaft, unter denen vor allem die Entdeckung der Syphilis-Etiologie durch Schaudinn zu nennen ist. „Über diese Gebiete hinaus“, sagt Schwalbe, „hat die Tätigkeit des Reichsgesundheitsamtes in ausgedehntem Maße das gesamte Gesundheitswesen Deutschlands gefördert und in vielen seiner Leistungen vorbildlich für das Ausland gewirkt. Kaum ein Feld der öffentlichen Gesundheitspflege gibt es, das durch die Arbeiten des Reichsgesundheitsamtes nicht bebaut worden ist. Insbesondere ist die sanitäre Gesetzgebung — ich nenne nur das Impf- und Nahrungsmittelgesetz — von vornherein gemäß den dem Amt zugewiesenen Aufgaben weitgehend gefördert worden. Hier vollständig zu sein, hieße einen Abriss des deutschen öffentlichen Sanitätswesens seit Begründung des neuen Reiches entwerfen. Mit den großen tatsächlichen Erfolgen des Reichsgesundheitsamtes ist die Summe seiner Arbeiten noch nicht erschöpft. Namentlich ist eine Reihe gesetzgeberischer Aufgaben noch nicht verwirklicht, für die die Vorarbeiten schon lange geleistet sind.“ Das Amt hat ja stets nur den Charakter einer beratenden Behörde gehabt, und es ist nicht gelungen, es zu einem Reichsgesundheitsministerium — ähnlich wie z. B. in England — auszugestalten. So wird das Reichsgesundheitsamt, dessen Tätigkeit in einer ausführlichen Festschrift gewürdigt werden wird, auch weiterhin in dem ihm gesteckten Rahmen seine segensreiche Arbeit fortsetzen.

Welt u. Wissen

Was der Hut dem Türken sagt. Der Sieg des Hutes über Fes und Turban in der Türkei ist viel besprochen worden, und er ist jedenfalls ein erstaunliches Zeichen dafür, wie rasch uralte, durch die Religion geheiligte Gewohnheiten über Bord geworfen werden können. War doch die alte türkische Kopfbedeckung eng mit dem Glauben verknüpft, da nur sie es dem frommen Muselman gestattete, beim Gebet ohne weiteres mit der Stirn den Boden zu berühren. Nunmehr aber hat das von der türkischen Regierung erlassene Verbot des Fes, Turbans und Kalpals die Bevölkerung schnell zur Annahme des Hutes gebracht. Dr. Karl Klinghardt, der bei der Einführung der neuen Sitte sich in der Türkei befand, erzählt in einem Aufsatz der „Umschau“, wie schnell man sich mit der neuen Kopfbedeckung befreundete. Wenn auch freilich die Mützen ihr Schild nicht selten über dem Nacken des Trägers wölben. Der Zweck dieser Maßnahme, der uns nicht ohne weiteres verständlich ist, trägt eine tiefe Bedeutung in sich. Klinghardt behauptet, daß dadurch die Aufrüstung des gesamten Volkes zur Mitarbeit an der Neugestaltung des türkischen Wirtschaftslebens gefördert werden soll. „Wenn man das weiß“, meint er, „so muß man wohl zugeben, daß nicht leicht ein einfacheres, billigeres, weiter reichendes und eindrucksvolleres Mittel gefunden werden konnte, um allenthalben Gebildete und Ungebildete, Greis wie Kind, dahin aufzuklären: Eine neue Zeit ist für unser Volk heraufgezogen, und auch Dich geht sie an! Kommst Du ihr nicht entgegen, machst Du nicht Aug und Ohr auf für neue landwirtschaftliche Methoden, für technische Verbesserungungen, wünschst Du nicht und wirkst Du nicht mit an der Schaffung moderner Verkehrsmittel, so kommt dennoch die neue Zeit zu Dir und stört Dich in dem, was Du als veraltete Gewohnheiten festhalten willst.“



Die Reiseausstattung der heutigen Frau.

Von Alice Flechtner-Lobach.

Nirgends zeigt sich der Unterschied zwischen der Frau von einst und der von heute stärker als auf Reisen. Im Hause umschließen sie die gleichen schützenden Mauern wie früher — auf Reisen aber zeigt sich die heutige Frau, auch dann, wenn sie im Kreise ihrer Familie reist — als ein Produkt moderner Erziehung und fortgeschrittener selbständiger Entwicklung, die das volle Bewußtsein in sich trägt, daß sie in Aussehen und Ausstattung ein Kulturbild der heutigen Frau an sich darstellt.

Die Zeiten, da die Frau für die Reise die älteste Garderobe und die schlechteste Laune hervorrief, sind endgültig vorbei. Auch die Hausfrau und Mutter ist heute ebenso wie ihre berufstätigen Schwestern bemüht, den Stand der Frau würdig zu repräsentieren. Sie kann es — auch bei beschränkten Mitteln — erreichen, denn sie hat gelernt, das Wesentliche von dem Überflüssigen zu scheiden. — Sie versteht es heute, gut angezogen und mit tadellosem Gepäck zu erscheinen — und doch nur einen Teil von dem zu gebrauchen, was ihre Mütter und Großmütter benötigten.

Mode und Industrie kommen ihr zu Hilfe.

Als Hauptmerkmal wird die heutige Frau ihre persönliche Erscheinung und die der Kinder dem Zwecke der Reise entsprechend ausstatten. Sie wird sorgfältig die Ausrüstung je nach dem Ziel der Reise — ob Berge, Landaufenthalt oder See — wählen und unter diesem Gesichtspunkt schon beiseiten an passende Ergänzung bzw. Umarbeitung vorhandener Sachen gehen. Als erstes handelt es sich um das Reisekleid. Hier kommt ihr die heutige Mode durch das außerordentlich praktische und einzig hübsche Komplet zu Hilfe, das wirklich ein ideales Reisekleid bildet. Es vereinigt Kleid und Kostüm, es spart die Mitnahme eines besonderen Mantels, denn kein langer Mantel läßt sich auch über hellen Kleidern tragen und läßt die Frau immer gut angezogen erscheinen. Das Kleid selbst ist für kühlere Tage als dunkles Kleid vollkommen ausreichend (eine der übermäßig hellen Modefarben wird eine Frau von Geschmack und praktischem Sinn kaum wählen).

Die Gepäckfrage wird außer vom Ziel natürlich von den Verhältnissen und den Bedürfnissen der reisenden Frau abhängen. In jedem Fall wird es nicht zu zahlreich sein. Das Reisen mit vielem Gepäck, speziell Handgepäck — aus Sparkeitsrücksichten — ist auch eine Angelegenheit von gestern.

Die heutige Frau führt neben ihrem kleinen Toilettenkoffer nur einen Koffer mit, der aufgegeben wird und sie am Bestimmungsort erwartet. Er enthält die notwendige Ausrüstung an Wäsche, Schuhen und je nach dem Orte die passende Kleidung.

Für die Berge ist das handgewebte Beiderwandkleid in Westenform mit zwei, drei leichten Blusen und einem Pullover sowie Loden- oder Gummimantel für kühlere Wandertage und höhere Lagen wohl das Gegebene. Daneben feste Bergstiefel, Gamaschen und passende Unterleibung sowie Wander- bzw. Sporthut, ein paar Haus- und ein paar Gesellschaftsschuhe, ein oder zwei dünne, leichte Kleider und ein dunkleres leidesenes Abendkleid — das ist alles! Der Kleinkram an Rüschen, Kragen, Schals, ein paar gute Bücher, vielleicht auch eine leichte Handarbeit und Schreibmaterial für Regentage finden unten im Koffer Platz, nicht zu vergessen Sporttrikot für Freiluftübungen, vielleicht auch einen Stroller, ein paar Hanteln — damit ist das Bedürfnis einer Reise in die Berge in groben Zügen umrissen.

Für den See- oder Landaufenthalt kann das Kleiderrepertoire ja reichlicher bemessen werden, da man hier meist die ganze Zeit an demselben Ort zubringt. Aber auch hier wird die moderne Frau mehr Wert auf gutes und gediegenes Aussehen als auf Modetand legen. Neben dem kurzen hellen Blüschierock und passenden Jumper für den Vormittag nimmt sie an die See zweckmäßig eins jener hübschen praktischen Strickkleider mit — dazu kommen hier für den Nachmittag verschiedene leichte weiße oder blassfarbene Kleider. Die Abendkleider werden davon abhängen, wieviel die Frau an Geselligkeit mitmacht.

In jedem Fall auch hier nur eine geringe Zahl, über die kindliche Freude des „Sich zur Schau stellen“ sind unsere heutigen Frauen ja zum Glück hinaus. Sie wissen, daß diese Sommerwochen ihnen und ihrer Familie die wohl immer sehr nötige Erholung und Auffrischung nicht nur in körperlicher,

sondern auch geistig seelischer Beziehung bringen sollen und werden sich ihre kurzen Ferientage nicht durch dauernden Toilettenwechsel und Modesorgen verkümmern lassen.

Sie werden auch die Garderobe der Kinder so auswählen, daß sie hübsch und reizvoll, aber nicht gepulvert gehen. Es gibt so reizende und doch schlichte Kinderkleider, die aus Leichenrock mit verschiedenen Blusen (für größere kommt ein kleines Nieder dazu) bestehen — frisch und duftig und immer hübsch aussehen. Für den Nachmittag und festliche Gelegenheiten gibt es dann die leichten, farbigen (man achte darauf, daß die Stoffe indanthrengefarbt, also lichtecht sind) und die immer praktischen weißen Kleiderchen. Ohne allzuviel Bierat in schlichter Machart und so gearbeitet, daß die Kinder in ihnen frei und ungehemmt spielen und wandern können, für kühlere Tage ein Strickkleidchen bzw. Strickanzug — und auf alle Fälle einen Wettermantel mit Kapuze, aus Loden oder imprägnierter Wolle (nicht Gummi oder Leder). Sie bilden die praktische zeitgemäße und leicht zu verpackende Reisekleidung der heutigen Kinder, die ihnen selbst und der Mutter keinen Ärger und keine Arbeit verursachen.

Das Charakteristikum der heutigen Frau auf Reisen liegt nicht in dem Reichtum und der Abwechslung, sondern in der kultivierten und geschmackvollen Auswahl ihrer Reiseausstattung.

Die praktische Hausfrau.

Wenn Kerzen für die Tülle des Leuchters zu dick sind, so tauche man sie kurze Zeit mit ihrem unteren Ende in heißes Wasser. Sie lassen sich dann in die Tülle hineindrücken und sitzen sehr fest.

Wenn ein Zimmer tapeziert wird, so tut man gut, eine Rolle der Tapete mehr anzuschaffen und aufzubewahren, damit man im Bedarfsfalle schadhaft gewordene Stellen ausbessern kann. Man muß aber vor dem Gebrauch die Tapete einige Tage dem Sonnenlicht aussetzen, damit sie von der bereits etwas verblähten nicht zu sehr abweicht.

Eine Flickentrube gehört in jeden Haushalt. Damit in diese Flicken, soweit sie aus Wolle bestehen, nicht die Motten hineinkommen, wickle man sie in Bündel und umhülle sie mit einer mehrfachen Schicht Zeitungspapier. Jedes Paket erhält eine Aufschrift zur Kennzeichnung des Inhalts. Jede Sorte Flicken, also Wolle, Seide, Leinen usw. widmet man gesondert ein.

Tintenflecke an den Fingern lassen sich mit Zitronensaft oder mit einer Scheibe von einem frischen Apfel entfernen. Man reibt die Scheibe auf dem Finger hin und her.

Zeitschriften.

Im neuen Heft der Zeitschrift „Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur“, herausgegeben vom Verband Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur (Verlag Otto Beyer, Leipzig), spricht unter anderem Agnes Gerlach über den weitgehenden Einfluß, den die Bestrebungen für eine schöne und vernunftgemäße Frauen- und Kinderkleidung auf die Weltmode gehabt haben. Aber Sinn und Zweck der Gymnastik für die Frau berichten zwei weitere Aufsätze. Ein reizvoll illustrierter Artikel zeigt, wie trostlos nüchtern die meisten Familienfeste der Mitwelt bekannt gegeben zu werden pflegen und wie schön und innig solche Anzeigen sein können. Auch über Berufskleidung und modernes Kunstgewerbe wird eindringlich gesprochen.

Allerlei Überraschungen und Anregungen bringt wiederum das Jubiläum der bekannten Frauenzeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur“ (Verlag G. Braun, Karlsruhe). In einem Aufsatz über „Kosmetik“ erfährt man u. a. unter beachtenswerten Vorschlägen eines Arztes zur Behandlung von Schönheitsfehlern, daß Reinlichkeit, also das Waschen und Baden der erste und oberste Gesichtspunkt jeder Hautpflege ist. Aber nicht nur die Pflege des Körpers, dem auch noch ein interessanter Aufsatz: „Wie schütze ich mich vor dem Altern“ vom sportlichen Standpunkt aus gewidmet ist, sondern auch die Wohnkultur in Holzhaus und praktischer Ausgestaltung der Küche werden in diesem reichbebilderten Heft eingehend behandelt. Für die Frauen dürften die vorbildlichen Kleidabbildungen sommerlicher Kleider in den verschiedensten Stoffen und für jedes Alter noch besondere Überraschungen bedeuten.